

Wolfgang H.
Rehner

Die Lage der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien zwanzig Jahre nach dem Umbruch¹

Vor drei Wochen erschien im Teutsch-Haus in Sibiu-Hermannstadt ein Professoren-Ehepaar aus Japan, das über Fragen der Minderheiten in Rumänien erstaunlich gut informiert war, und stellte mir die Frage, was man in der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien unter „Diaspora“ verstehe. Die allgemein gültige Antwort als Gemeinde in der Zerstreung reichte ihnen nicht aus. Sie wollten wissen, was bei uns ein „Diaspora-Pfarramt“ ist, was das „Diaspora-Heim“ war und wieso man die Bezeichnung „Diaspora-Kirche“ in Siebenbürgen beinahe als eine Art Herabsetzung empfinde. Vor allem die letzte Frage überraschte mich. Zuerst mußte ich darüber nachdenken, ob das überhaupt so ist, und dann sah ich mich genötigt, auszuholen und über die Lage der Evangelischen Kirche in Rumänien zu reden, was ihrer Erwartung offenbar entsprach.

1. Unsere bodenständige Kirche in zunehmender Diaspora-Situation

„Die evangelische Diaspora“ heißt die Zeitschrift des Gustav-Adolf-Werkes, das 1832 als Gustav-Adolf-Verein (GAV) gegründet wurde und neben kirchlichen und kulturellen Kontakten vorrangig die Förderung des Kirchenbaues

¹ Vortrag, gehalten am 25. Oktober 2009 in Bad Kissingen am Heiligenhof auf der Tagung „Wandel und Zukunftsperspektiven. Kirche und Gesellschaft in Rumänien“, zuerst veröffentlicht in den „Landeskirchlichen Informationen“ (LKI 20, 24/31. 12. 2009, 3–8). Wir danken für die freundlich erteilte Abdruckgenehmigung, damit dieser interessante Text über die siebenbürgisch-sächsische Kirche und ihre direkten Freundeskreise hinaus bekannt wird.

in evangelischen Gemeinden der Diaspora zum Ziel hatte und dieser Zielsetzung bis zum heutigen Tag mit einigen Abwandlungen treu geblieben ist. 1861 wurde der GAV der evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen gegründet, und zwar nicht bloß als Nutznießer, sondern als Vollmitglied. In diesem Zusammenhang ist es nicht unwesentlich, daß der siebenbürgische Verein schon im ersten Jahr nach seiner Gründung unter den Spendern für den Bau der evangelischen Kirche in Salzburg/Österreich erscheint. Österreich war für die evangelische Kirche in höherem Maße Diaspora als Siebenbürgen, wo die evangelische Kirche A. B. zwar in einem ethnisch und konfessionell gemischten Umfeld lebte, jedoch auf eine kontinuierliche Überlieferung zurücksehen konnte, nicht nur seit der Reformation, sondern auch in der vorausgegangenen katholischen Zeit seit der Ansiedlung im 12. Jahrhundert. In Österreich war die Tradition der evangelischen Kirche durch die Gegenreformation unterbrochen worden. Wenn somit im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in Siebenbürgen sogenannte Gustav-Adolf-Kirchen gebaut wurden, so heißt das, daß das Geld zum Teil aus Deutschland und anderen Ländern, zum anderen Teil jedoch aus Mitteln des siebenbürgischen GAV floß. Man genoß wohl die Unterstützung brüderlicher Solidarität, stand aber dennoch auf eigenen Beinen und konnte sich somit als ein im Lande historisch gewachsenes Ganzes verstehen, nicht als Diaspora. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden Glaubensgenossen, die vereinzelt oder in kleinen Gruppen in konfessionell und ethnisch fremden Ortschaften wohnten, einer in erreichbarer Nähe liegenden evangelischen Gemeinde zugeordnet. Man sprach dabei nicht ausdrücklich von Diaspora.

Vor dem Ersten Weltkrieg gab es vereinzelt siebenbürgische Pfarrer, die in Altrumänien, das heißt jenseits der Karpaten, in der Diaspora dienten. Nach 1919 wurde dann aus der Evangelischen Kirche A. B. in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns die Evangelische Kirche A. B. in Großrumänien, das heißt, es kamen weite Gebiete mit teilweise volkreichen Gemeinden hinzu, die in die Kirche eingegliedert wurden. Diese betrachtete man nicht als Diaspora, sondern setzte sie den bodenständigen, historisch gewachsenen Gemeinden in Siebenbürgen gleich. Zur Sammlung und Betreuung stark verstreut lebender Glaubensgenossen war schon früher ein Diaspora-Pfarramt eingerichtet worden, die damit betrauten Pfarrer nannte man Reiseprediger. Das Diaspora-Heim war ein Internat, in dem Gymnasialschüler vom Land untergebracht wurden.

1990, zur Zeit des großen Exodus, hieß es dann in der 56. Landeskirchenversammlung angesichts der spektakulär geschrumpften Gemeinden: „Wir leben jetzt alle in einer Diasporasituation.“ Das war in unseren Augen keine Herabsetzung, sondern eine Tatsache. Unklar blieb jedoch die Frage, inwie-

weit wir weitere Diaspora-Pfarrämter einzurichten haben und inwieweit wir uns generell als Diaspora-Kirche betrachten. In diesem Zusammenhang erhob sich die Frage: Läßt sich der Rest einer bodenständigen Kirche so ohne weiteres in eine Außenstelle der Evangelischen Kirche in Deutschland verwandeln? Damit verbunden war auch eine zunehmende finanzielle Abhängigkeit, die uns gar nicht behagte, weil sie uns ungesund erschien und unser Selbstbewußtsein trübte. Es ist ein Unterschied, ob man auf eigenen Beinen steht oder am Tropf hängt. Es ist ein Unterschied, ob man zu Hause ist oder in der Fremde. So gesehen gewann die Bezeichnung Diaspora-Kirche für unsere Evangelische Kirche A.B. in Rumänien allerdings auch einen erniedrigenden Beigeschmack, wenn wir dieses erst auch gar nicht so empfanden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg galt die Südbukowina als das klassische Diaspora-Gebiet unserer Kirche, weil in den Wirrnissen der Nachkriegszeit ein Teil der 1940 umgesiedelten Buchenländer zurückgekehrt waren und dort in noch größerer Zerstreung lebten als die heimgekehrten Nordsiebenbürger, die ebenfalls in untragbaren Verhältnissen leben mußten. Ab 1993 habe ich vier Jahre lang von Sächsisch-Regen (Reghin) aus die verstreuten Gemeinden jener Gegend betreut. Dabei habe ich wichtige Erfahrungen gemacht, die rückblickend betrachtet recht simpel klingen. In der extremen Diaspora gibt es keine tragenden Gemeindestrukturen, und für verschiedene Kreise und Sonderveranstaltungen hat man keine Zeit. Alle sechs Wochen hielt ich zwischen Freitag und Sonntag an allen sechs verbliebenen Predigtstellen Gottesdienste, zu denen die Leute aus der Umgebung mit Bahn, Bus oder PKW zusammenkamen. Vom Pfarrer erwarten sie vor allem Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und möglichst viele Hausbesuche. Kasualhandlungen sind wichtig. Bei den wenigen Konfirmationen ist regelmäßiger Einzelunterricht nötig. An allen Predigtstellen gibt es engagierte Vertrauenspersonen. Neben den Gottesdiensten halten die Leute eine verhältnismäßig rege Verbindung mit dem deutschen Forum. Jährlich gibt es ein evangelisches Bukowina-Treffen an einer der sechs Predigtstellen, zu dem auch Siebenbürger anreisen. Meine Erfahrung war überraschend: Ich habe mich als Pfarrer in meinem Leben kaum irgendwo so völlig angenommen und jederzeit erwartet gefühlt wie gerade dort. Ich spürte und lernte: Wo die tragende Gemeinde fehlt, ist der Pfarrer als Integrationsperson besonders wichtig. Im Pfarrer spricht man die Kirche an, das ist die Gemeinde, die man nicht mehr sehen kann, weil sie zu sehr verstreut ist.

Von dieser persönlichen Erfahrung komme ich zurück zur Diasporasituation unserer Kirche. Der spektakuläre Rückgang der Seelenzahl zur Zeit des großen Exodus zu Beginn der neunziger Jahre verwandelte die gewachsenen Dorfgemeinschaften in kleine Häuflein Zurückgebliebener, vorwiegend ältere Menschen, weil die Jüngeren mit den Kindern weggezogen wa-

ren. Diese Situation prägte das weitverbreitete Bild unserer Kirche als einem Häuflein verlassener alter Mütterlein. Dieses Bild des Niederganges verhalf den Daheimgebliebenen zu Hilfsgütern und Spenden, nicht aber zur Selbstfindung in der veränderten Lage. Vielfach herrschte und herrscht auch heute noch die Klage über das Verlorene vor. Daneben ist aber nicht zu übersehen, daß mancherorts durch mutiges Handeln von Pfarrern und Laien Gemeinden neu geordnet und diakonische Einrichtungen ins Leben gerufen wurden, die heute zuweilen sogar das Bild einer lebenden Kirche vermitteln. Dabei sind die materiellen Hilfen, aber auch Impulse und Ideen aus anderen deutschen Kirchen nicht zu übersehen und nicht zu unterschätzen. Wir können mit dem Apostel dankbar bekennen: „Und siehe, wir leben!“ Das Bild der verlassenen Alten trifft selbstverständlich weithin zu, aber daneben gibt es auch jüngere Menschen und Kinder. Wer an die Zukunft denkt, muß gerade diese im Auge behalten. Und wenn wir uns heute freuen, daß 20 Jahre nach dem Exodus kirchliches Leben wider Erwarten noch erhalten oder neu erwacht ist, so dürfen wir andererseits auch nicht verschweigen, daß manches versäumt wurde und daß uns heute ungelöste Fragen bedrücken.

Die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien zählt nach der Statistik vom 30. Juni 2009 insgesamt 13 477 Seelen, das sind weniger, als die evangelische Kirchengemeinde Hermannstadt im Jahre 1976 zählte, als ich das Stadtpfarramt übernahm. In dieser Kirche sind heute 38 aktive Pfarrer und Pfarrerrinnen tätig, das gibt einen Schnitt von 354 Seelen pro Pfarrer. Vor etwa 30 Jahren erfuhr ich in Gesprächen mit amerikanischen Pfarrern dortiger lutherischer Kirchen, daß 800 Seelen pro Pfarrer eine anzustrebende Zahl sei, weil der Pfarrer seine Gemeinde kennen und die Leute besuchen muß. (Es ging in jenen Gesprächen um die deutschen Kirchen, in denen mehrere tausend Seelen auf einen Pfarrer kommen.) Bei der kleinen Seelenzahl in unserer Kirche heute muß allerdings in Betracht gezogen werden, daß die Gemeindeglieder zum großen Teil in mehreren Ortschaften verstreut wohnen, was oft weite Wege mit sich bringt. Dennoch ist es unverständlich, wenn man zuweilen Klagen über Pfarrermangel hört und die geistliche Betreuung ganzer Gegenden seit längerer Zeit keine befriedigende Lösung findet – ich denke an die Gemeinden an der Kleinen Kakel einerseits und im unteren Harbachtal andererseits.

Zur Statistik noch folgendes: Zwei Gemeinden zählen über 1000 Seelen, nämlich Hermannstadt mit 1346 und Kronstadt (Brasov – Honterusgemeinde) mit 1083 getauften Gemeindegliedern. Weiterhin haben wir sechs Gemeinden mit unter 1000 bis 300 Seelen, diese sind: Bukarest (Bucureşti), Mediasch (Mediaş), Schäßburg (Sighișoara), Zeiden (Codlea), Heltau (Cisnădie) und Fogarasch (Făgăraş). Zwischen 300 und 150 Seelen liegen sieben

Gemeinden, nämlich Bistritz (Bistrița), Sächsisch-Regen, Bartholomä (Bartholomeu), Petersdorf (Petrești), Mühlbach (Sebeș), Rosenau (Râșnou) und Weilau (Uila). In diesen 15 Ortschaften wohnen mehr als die Hälfte der Glieder unserer Kirche. Die kleinere Hälfte ist in 232 kleinen Gemeinden und Betreuungspunkten erfaßt. Die Gesamtkirche ist noch immer wie zur Zeit der Wende in fünf Kirchenbezirke eingeteilt, was einen etwas schwerfälligen Verwaltungsapparat mit sich bringt. Ich habe noch in den neunziger Jahren einen Vorschlag vorgelegt, wie die Zahl der Bezirke bei Berücksichtigung der Seelenzahl und der geographischen Lage auf drei reduzierbar ist. Er lag in den Mappen aller Mitglieder der Landeskirchenversammlung, wurde aber nicht diskutiert. Etwa um dieselbe Zeit wurde von anderer Seite der Vorschlag gemacht, die mittlere Ebene der Kirchenbezirke überhaupt auszuschalten. Die Gemeinden könnten in Kreisparfereien organisiert und direkt dem Landeskonsistorium unterstellt werden. Auch dieser Vorschlag wurde nicht öffentlich diskutiert.

Fazit: Die Diasporasituation ist keine Herabsetzung, wohl aber eine besondere Herausforderung sowohl an die Pfarrer als auch an alle Laien, die fähig und willig sind, ihre Kirche mitzutragen und ihr zu dienen. Es gilt sowohl den Schatz der besonderen Überlieferung unserer Kirche zu erkennen und zu bewahren als auch neue Wege zu finden und mutig zu beschreiten. Der höchste Lohn solchen Dienstes ist, daß diese Kirche uns weiter Heimat bleibt.

2. Die Kirche im Wandel

In der Zeit nach dem Umbruch und auch in der bereits erwähnten 56. Landeskirchenversammlung war wiederholt von Öffnung und innerer Wandlung unserer Kirche die Rede, doch blieben diese Begriffe ohne Konturen und konnten in unterschiedlichster Weise ausgelegt werden. Einig war man sich lediglich darin, daß man mit der völlig veränderten Lage irgendwie fertig werden wollte. Eine Reihe diakonischer Projekte wurden gleichsam über Nacht aus der Erde gestampft. Viele davon gingen von Spenden aus, die mit Hilfsgütern ins Land gekommen waren, und wurden von Pfarrern, Kuratoren und anderen aktiven Gemeindegliedern aufgenommen und weitergeführt. An sich eine höchst erfreuliche und geradezu überraschende Entwicklung, doch fehlte es meist an Koordinierung und Vernetzung. Jeder war erfüllt von dem, was vor ihm lag, ging seinen Weg nach eigenem Gutdünken und beurteilte die Lage nach den Eindrücken aus seiner unmittelbaren Umgebung. Leute, die gestern noch entschlossen waren, in der Heimat zu bleiben, pack-

ten heute schon die Koffer. Wer mittelfristig oder gar langfristig plante, wurde mitleidig als Spinner belächelt. Selbst Pfarrer, die in neu entstandenen Projekten eingebunden waren, rechneten mit der Auflösung unserer Kirche in drei Jahren. Das Schlagwort vom geordneten Rückzug schwirrte durch die Dechantenkonferenz. In dieser Lage sprach der neu gewählte Bischof die nachdrückliche Bitte aus, die Pfarrer mögen in dieser bewegten Zeit die Gemeinden nicht verlassen, und versprach, dafür zu sorgen, daß sie bei einer eventuellen Auswanderung in drei Jahren gegenüber den jetzt auswandernden keine Nachteile haben werden. Einige Pfarrer folgten diesem Aufruf und schoben ihre Ausreise hinaus, um eine befristete Zeit noch engagierten Dienst zu leisten. Die Erwartung des nahen Endes unserer Kirche griff aber weiter um sich. Als ich in dieser Lage von der Zukunft einer evangelischen Kirche in Rumänien sprach, die nicht mehr rein deutsch sein wird, mahnten mich gut meinende Freunde, darüber zu schweigen, weil ich dadurch diejenigen, die bleiben wollen, nur verunsichere. Ich schwieg, ließ mich aber dadurch in die gleiche Isolation drängen, in der sich auch die anderen befanden. Wiederholte Versuche, geistliche Gemeinschaft aufzubauen, scheiterten daran, daß sich nach dem Umbruch allein Einzelinitiativen durchsetzten und die Pfarrer es verlernten, auf andere zu hören und zuzugehen. Pfarrer, die heute über Vereinsamung klagen, sind meist nicht fähig, sich in ein Ganzes einzuordnen. Daß es das Ganze einer solidarischen Pfarrerschaft deshalb gar nicht mehr gibt, schließt den Teufelskreis. „Wir gehen ein jeder seinen Weg und achten des andern nicht.“ Und keiner oder viel zu wenige beten ernstlich: „Erlöse uns aus dieser Fremde [...] befreie uns von der Sünde, die uns trennt, schließe uns zusammen in wahrhaftiger Liebe“ (Stundengebet).

Trotz alledem wurde in den neunziger Jahren im Umfeld unserer Kirche der Grund zu einer ganzen Reihe diakonischer Einrichtungen gelegt, die bis heute segensreich wirken und in mancher Beziehung geradezu Vorbildcharakter tragen. Wenn ich hier die Diakonie Karlsburg (Alba Iulia) mit ihrem Einsatz für behinderte Kinder und die Diakonie im Bezirk Mediasch mit ihrer weit gefächerten Tätigkeit vom Altenheim Hetzeldorf (Aţel) über die Armenküche bis hin zur Jugendwerkstatt erwähne, so bin ich mir bewußt, daß es nur Beispiele einer breiten Entwicklung sind, die nahezu die ganze Kirche erfaßt. Als im Februar 2008 die „Stillen Tage“ der evangelischen Theologiestudenten in Michelsberg (Cisnădioara) stattfanden, war auch die Diakoniebeauftragte der Kirchengemeinde Hermannstadt eingeladen und sagte: „Im Laufe der Jahre sind wir durch die geleisteten Hilfen und Projekte in der Stadt und außerhalb derselben sehr bekannt geworden. Auch Menschen, die nicht evangelisch sind, kommen auf uns zu und hoffen auf Hilfe“. Auch dieses Urteil ist nur ein Beispiel und kann für viele Orte gelten.

Die erwähnten „Stillen Tage“ in Michelsberg standen unter dem Thema „Kirche im Wandel“. Dabei fehlte der Hinweis nicht, daß Tradition in der Kirche Weitergabe ererbter Werte bedeutet, auch war ein gesondertes Referat dem Gedanken gewidmet, daß die biblische Grundlage unaufgebbar bleibt. Es wurden aber auch kritische Gedanken laut, so etwa, daß es unserer Kirche an Profil mangle, daß sie ihre Strukturen neu überdenken und es – statt fortgesetzt von Subventionen zu leben – lernen müsse, ihre eigenen, durch die Rückgabe von Liegenschaften vermehrten Ressourcen zu nutzen.

3. Ethnische Öffnung

Ethnische Öffnung wurde in jener Zeit und blieb bis heute eine lebensbedingende Notwendigkeit. Leider konnte auch diese Frage in der entstandenen Lage nicht durchdiskutiert werden. Unter dem Einfluß wohlmeinender Freunde aus Deutschland, die sich in die multikulturelle, multiethnische und multikonfessionelle Gegebenheit unseres Landes nicht voll hineindenken konnten, klang ethnische Öffnung wie eine ideologische Forderung und konnte als Missionsauftrag der evangelischen Kirche in der Landessprache verstanden werden, der sich nicht an besondere Zielgruppen richtet, sondern grundsätzlich offen zu sein hat, um Menschen für das Wort Gottes oder die Kirche, in unserem Fall für die evangelische Kirche, zu gewinnen. An verschiedenen Orten des Landes wurden besondere Gottesdienste und Bibelstunden in rumänischer Sprache sowie Kinderarbeit in den Ferien eingerichtet. Kritische Stimmen, die sich mit nationalistischen Argumenten dagegen wehrten, konnten nicht überzeugen. Andere fühlten sich berufen, als Advokaten der orthodoxen Kirche aufzutreten und vor Proselytenmacherei zu warnen. Rückblickend läßt sich heute sagen, daß diese Bemühungen ethnischer Öffnung keinen spektakulären Erfolg zeitigten und nur in vereinzelt Ausnahmefällen zu Übertritten führten. Sie brachten weder eine Bedrohung der orthodoxen Kirche noch eine wesentliche Veränderung für die evangelische Kirche mit sich. Dennoch waren und sind diese Bemühungen nicht vergeblich, denn sie zeigen, daß sich die evangelische Kirche nicht abschotten und hinter einer sprachlichen Barriere verschanzen will. Verkündigung in rumänischer Sprache ist grundsätzlich in keiner Gemeinde mehr auszuschließen. Bei Kasualhandlungen, an denen in vielen Fällen zahlreiche Nachbarn, Verwandte und Freunde teilnehmen, die nicht zu unserer Kirche gehören, ist es weithin notwendig, die rumänische Sprache mit zu verwenden. In welchem Maß dieses geschieht, ist eine Frage, die von Fall zu Fall

mit seelsorgerlicher Einfühlung zwischen dem Pfarrer und den betroffenen Gemeindegliedern geklärt werden muß. Dabei ist zu bedenken, daß die Verkündigung in erster Linie verstanden werden soll. Das spricht für die Verwendung der rumänischen Sprache. Gleichzeitig darf jedoch nicht vergessen werden, daß die deutsche Sprache für die meisten evangelischen Gemeindeglieder Identität und Heimat markiert. Die sich anbietende Lösung ist Zweisprachigkeit, wobei ich eine komplette Übersetzung sowohl der agendarischen Texte als auch der verkündigenden Ansprache als zu breit und schwerfällig empfinde. Es gibt auch die Möglichkeit, Stücke in deutscher, andere in rumänischer Sprache zu sagen und nur einiges wörtlich zu übersetzen. Die Erfahrung lehrt, daß bei einer ausgewogenen Verwendung beider Sprachen alle Teile zufrieden sind. Das gilt für die Kasualhandlungen. Anders ist es bei den Gottesdiensten, in denen sich die evangelischen, deutsch sprechenden Gläubigen versammeln. Hier ist Zweisprachigkeit meist nicht erwünscht, was mit dem Gefühl der Identität und Heimat zusammenhängt. Nun gibt es aber eine Frage, die in den meisten Gemeinden nicht gelöst ist. Vor allem in Landgemeinden, die keine deutsche Schule mehr haben, gibt es evangelisch getaufte Kinder aus Mischehen, die nicht deutsch sprechen und mit denen ihre Pfarrer vor der Konfirmation einen mehr oder minder gründlichen Unterricht in rumänischer Sprache gehalten haben. Wie werden sie weiter in die Gemeinde integriert? Oder sind sie dazu verdammt, Randsiedler der Kirche zu bleiben? Für diese Glieder der evangelischen Kirche, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, scheinen gesonderte Gottesdienste nicht die richtige Lösung zu sein, weil sie – sofern sie sich überhaupt zur Gemeinde halten – nicht ausgegrenzt, sondern in die Gemeinde hineingenommen sein wollen. Sie kommen zum deutschen Gottesdienst, den sie nicht verstehen. In solchen Fällen wird mancherorts eine Kompromißlösung praktiziert: Eine der beiden Schriftlesungen wird in rumänischer Sprache gehalten, der Predigttext wird in beiden Sprachen verlesen und die Predigt schließt mit einer Zusammenfassung des Hauptgedankens in rumänischer Sprache.

Zur Veranschaulichung möchte ich hier ein Beispiel aus meiner Gemeindepraxis heranziehen, das ich vor sechs Jahren aufschrieb und das ich nicht nur als extremen Einzelfall verstanden wissen möchte:

„In Botsch [Batoş] waren am Sonntag Quasimodogeniti 15 Erwachsene und zehn Kinder im Gottesdienst. Seit drei Jahren hat Botsch wieder eine deutsche Abteilung in der Schule, betreut von einer Hilfslehrerin, die sich redlich bemüht, den Kindern die deutsche Sprache beizubringen. Tatsächlich gibt es ein Häuflein deutschstämmiger Kinder, die in der evangelischen Kirche getauft wurden, in der Familie aber rumänisch sprechen, und das kam so:

In der Großfamilie Bierfeld, aus der niemand ausgewandert ist, heirateten zwei Brüder Ungarinnen, ein dritter eine Rumänin und der vierte die Tochter eines Sachsen und einer Ungarin. Weil das Erlernen einer Sprache Schwierigkeiten bereitet, wird in allen vier Familien rumänisch gesprochen. Zugleich halten sie sich jedoch an unsere Kirche und haben den Wunsch, daß ihre Kinder Deutsch lernen. So ermutigen wir die Lehrerin und versuchen im Religionsunterricht, die Erziehung dieser Kinder zu unterstützen. Das ist eine mühevoll und zuweilen aussichtslose Arbeit. Wenn aber kleine Erfolge erzielt werden, freut man sich.

Ähnlich ist es in Botsch mit dem Kirchengesang, der beinahe verstummte, als 1995 die Großfamilie Schuster auswanderte. Es ist niemand mehr da, der singen kann – hieß es. In solchen Zeiten des Tiefstandes kann es sein, daß die Kontinuität des Gemeindelebens vorübergehend an einer einzigen Person hängt, nämlich am Pfarrer. Dieser darf sich freuen, wenn nach einiger Zeit bei Beerdigungen fünf bis sechs Frauen und ein Mann mit dem Gesangbuch erscheinen und sich neben den Pfarrer stellen, gemeinsam die Choräle deutsch singen, das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis laut mitsprechen, während die mehrsprachige und multikonfessionelle Trauergemeinde andächtig zuhört. Da steht der Pfarrer dann inmitten seiner kleinen Diasporagemeinde, die von der Umwelt anerkannt wird, gerade weil sie ihre Identität bewahrt. Die Ansprache des Pfarrers wie die Lesung der biblischen Texte erfolgt unter diesen Umständen selbstverständlich in rumänischer Sprache.

Eine eigenartige Erfahrung habe ich mit der rumänischen Übersetzung unserer lutherischen Choräle gemacht. In Botsch wie auch in Weilau, wo die evangelische Gemeinde hauptsächlich aus Zigeunern/Roma besteht, wurden die ins Rumänische übersetzten Choräle freudig angenommen, solange wir mit den Kindern die Strophen wechselnd in beiden Sprachen sangen. Im Gottesdienst hingegen wollen sie die Choräle wie auch die feststehenden liturgischen Stücke in deutscher Sprache behalten. Sie bemühen sich ja, Deutsch zu lernen, das hat auch etwas mit ihrer Tradition und Identität zu tun. Als ich in Weilau in der Schule die Kinder Choräle in rumänischer Sprache lehrte, kamen zwei reife Frauen als Abordnung zu mir und baten: „Häär Fuerer, liren se de Känder de Lider af daitsch, se sai jo vill hescher!“

Soweit meine Aufzeichnung vor sechs Jahren. Die dargestellte Lage trifft auch heute im wesentlichen zu. Die deutsche Schulklasse in Botsch besteht weiter. Die Gemeinde zählt heute 43 Seelen. Die Gemeinde in Weilau zählt 153 Seelen in Familien, die ihre Kirchenbeiträge regelmäßig leisten und am Gemeindeleben teilnehmen. Dazu kommen weitere über 50 Personen im Umfeld der evangelischen Kirche, deren Integration Schwierigkeiten bereitet.

Ein weiteres Problem der ethnischen Öffnung bringt der Religionsunterricht in den Schulen, der nach dem Gesetz optional ist. Das heißt praktisch, daß in den deutschsprachigen Schulklassen vielerorts die Mehrheit der Kinder den evangelischen Religionsunterricht besucht, auch wenn sie anderskonfessionell sind. Diese Frage habe ich zuerst in Hermannstadt und

später auch in Sächsisch-Regen mit Lehrern und Eltern der Kinder diskutiert. Dabei habe ich konsequent betont,

- a) daß wir diesen Unterricht auf den Wunsch der Eltern hin tun und dabei dem rumänischen Gesetz entsprechen und
- b) daß die Kinder durch diesen Unterricht nicht evangelisch werden. Trotzdem meldete sich wiederholt ein Jahr vor der Konfirmation ein Teil von ihnen zusätzlich zum Konfirmandenunterricht an. Dieses ließ ich nur zu, wenn beide Elternteile es ausdrücklich wünschten und ihr Einverständnis zum Übertritt ihres noch nicht großjährigen Kindes schriftlich gaben. Dabei fragte ich regelmäßig nach der Herkunft der Eltern und stellte fest, daß die bei der Konfirmation übertretenden Jugendlichen in Sächsisch-Regen fast ausnahmslos aus konfessionell und ethnisch gemischten Ehen kamen. Ich habe niemals zum Übertritt geraten, geschweige denn dazu gedrängt. Es waren auch nicht sehr viele, aber immerhin ein gewisser Zuwachs der Gemeinde, und wir sahen uns verpflichtet, uns um ihre Integration zu kümmern. Das Problem ist hier nicht die Sprache, sondern die ethnische Herkunft, die auch kulturelle Implikationen hat, jedoch keine entscheidende Rolle spielen darf. Heute kann man rückblickend sagen: Einige von ihnen halten sich zur Gemeinde, andere verließen den Ort, und wir verloren ihre Spur.

Diese Situation in Sächsisch-Regen steht nicht vereinzelt da. In Hermannstadt lassen sich Parallelen dazu beobachten. Stefan Cosoroabă sagt ausdrücklich:

„In Petroschen [Petroşani] sind fast 3/4 keine Deutschen mehr, und in Heltau sind 1/3 der Gemeindeglieder Rumänen.“ 1996, als die Nachricht von der Überalterung unserer Gemeinde durch die Presse ging, rechnete ich nach und kam in meinen Gemeinden Sächsisch-Regen und Umgebung auf das Durchschnittsalter von 38 Jahren. Und heute sagt Cosoroabă: „Die Heltauer evangelische Kirchengemeinde A. B. zählt 360 Mitglieder, von denen die Hälfte jünger als 30 Jahre sind.“ Die Situation ist eindeutig: Wir haben eine verhältnismäßig starke Gruppe älterer Leute; daneben wächst aber eine junge Generation heran, die ethnisch gemischt und deutsch inkulturiert ist. Wo sie fehlt, stirbt die Gemeinde aus. Daneben sei noch darauf hingewiesen, daß die Zahl der „Sommersachsen“ in den letzten Jahren besonders auf dem Land gewachsen ist. In den Städten gibt es zahlreiche Unternehmer oder Mitarbeiter von Unternehmen aus westlichen Ländern, die sich kurz- oder mittelfristig hier niedergelassen haben, daneben Studenten und Praktikanten. Der Gottesdienst ist der Ort, an dem sich alles trifft, das deutsch spricht. Diese Leute kommen zu den Einheimischen hinzu und beleben unsere Gottesdienste.

4. Der Weg unserer Kirche (10 Thesen)

Zwanzig Jahre nach dem Umbruch und dem Exodus dürfen wir Rückschau halten und auf dem Grund der gemachten Erfahrungen den Weg unserer Kirche beschreiben, dazu die Notwendigkeiten und Zielsetzungen aussprechen:

1. Gott hat uns bewahrt, als die Menschen um uns nur Untergang sahen. Er hat uns in den Dienst genommen, und das bedeutet in erster Linie, daß unserem Leben Sinn und Inhalt geschenkt wurde. Wir dürfen das dankbar annehmen.
2. Unsere Kirche ist nicht mehr so deutsch, wie sie war, aber sie gibt mit Gottes Wort deutsche Kultur und deutsche Sprache weiter und setzt somit die ältere Tradition in angepaßter Weise fort.
3. In wesentlich höherem Maße, als wir anfänglich zu planen und in Angriff zu nehmen wagten, gelang die Rettung von Kirchen, Orgeln und anderen Kulturgütern als Symbolen unserer kirchlichen und kulturellen Tradition. Lebendige Kirchenmusik wird gepflegt.
4. Der Schwerpunkt Diakonie, der unmittelbar nach dem Umsturz gesetzt wurde, ist zum festen Bestand unserer Kirche geworden, auch wenn es gegenwärtig finanzielle Engpässe gibt.
5. Grundlage unserer kirchlichen Verwaltung ist das Laienprinzip, dem zufolge der Pfarrer zwischen den Presbytern steht, nicht um sie als Helfer und gelegentlich als Aushängeschild zur Verfügung zu haben, sondern um sich mit ihnen zu beraten und mit ihnen gemeinsame Entscheidungen zu treffen. In den Wirrnissen der neunziger Jahre wurde kirchliche Demokratie vielfach verlernt.
6. In einer Zeit der akuten Krise der ökumenischen Bewegung kann die Evangelische Kirche A. B. in Rumänien dank ihres Rufes der ethnischen und konfessionellen Offenheit und des diakonischen Engagements auf lokaler Ebene Katalysator im Verkehr der historischen Kirchen unseres Landes sein. Die Evangelische Akademie Siebenbürgen bemüht sich in ihren Tagungen um eine Kultur des sozialen Dialogs. Das Institut für Ökumenische Forschung der Lucian-Blaga-Universität in Hermannstadt bemüht sich vorrangig um das Gespräch zwischen lutherischen und orthodoxen Theologen.
7. Die Rückgabe kirchlicher Liegenschaften, vor allem Wald und Gebäude, aber auch landwirtschaftliche Flächen, haben neue Aufgaben und Möglichkeiten eröffnet. Sie effizient und auch ökologisch verantwortlich zu nutzen ist eine neue Herausforderung der Kirche.

8. Wo Pfarrer gleichzeitig die Hauptverantwortung für Restaurierung von Gebäuden, Kulturarbeit und Wirtschaftsfragen wahrzunehmen haben, ist auch bei geringer Seelenzahl nicht nur die Gefahr der arbeitsmäßigen Überlastung gegeben, sondern vielmehr noch die Gefahr der fachlichen Überforderung. Die Kirche braucht darum Fachleute, die nicht Theologen sein müssen.
9. Die Mitte des kirchlichen Lebens ist und bleibt der Gottesdienst, die Seelsorge und die kirchliche Unterweisung. Seit wir Gemeindeglieder verloren und hernach Liegenschaften zurückgewannen, laufen wir Gefahr, dieses aus den Augen zu verlieren. Wo der Pfarrer in der Gemeindefarbeit ernstlich engagiert ist, sehen es die verantwortlichen Mitarbeiter bald ein, daß für die anderen Bereiche Fachleute nötig sind. Der Pfarrer sollte sich vor keiner Arbeit drücken, er braucht sich aber auch nicht vorzudrängen, zumal wenn er dadurch die Mitte des kirchlichen Lebens vernachlässigt.
10. Übers Jahr kommt eine Bischofswahl auf uns zu. Das ist ein ernster Grund, uns Gedanken zu machen, zu suchen und zu beten, zumal die Pfarrerschaft unserer Kirche im Schnitt sehr jung ist und die Fünfzigjährigen, die das ideale Alter für solch ein Amt hätten, äußerst rar gesät sind. Wenngleich diese Frage von aktueller Bedeutung ist, sollte sie uns von der Vorrangigkeit der Frage nach einem richtig geführten geistlichen Amt nicht ablenken. Die Lebenskraft einer Kirche entscheidet sich an der Basis.